

## (Digitale) Präsenz in der Lehre

(Dr. Birgit Hawelka im Gespräch mit Dr. Marija Stanisavljevic, PH Luzern)

Birgit Hawelka:

Hallo und herzlich willkommen zur zweiten Folge des Podcastes von Lehrblick. Bei mir zu Gast ist heute Marija Stanisavljevic. Sie ist Soziologin und Mitarbeiterin am Zentrum für Hochschuldidaktik der PH Luzern. Seit geraumer Zeit beschäftigt sie sich schwerpunktmäßig mit Studierendenforschung. Im letzten Jahr hat sie gemeinsam mit Peter Tremp ein Buch zum Thema „Digitale Präsenz – ein Rundumblick auf das soziale Phänomen Lehre“ herausgegeben. Und zu diesem Thema möchten wir uns heute gerne unterhalten. Marija, herzlich willkommen.

Marija Stanisavljevic:

Vielen herzlichen Dank, Birgit. Es ist schön, bei euch zu sein im virtuellen Dazwischen und an diesem Podcast teilnehmen zu dürfen.

Birgit Hawelka:

Sehr gerne. Der Titel des Buches sagt es ja schon: Es geht um digitale Präsenz. Die beschäftigt sich natürlich auch im Sog der Corona-Pandemie, die ja ganz unterschiedliche Reaktionen zunächst in der Lehre hervorgerufen hat. Während die einen fast erstmal freudig ihr Online-Repertoire ausgepackt haben im letzten Frühjahr und gerne online unterrichtet haben, haben andere große Probleme gehabt. Es gab auch in Deutschland eine Petition für ein „Nicht-Semester“, das fast 10.000 Hochschulangehörige unterschrieben haben. Jetzt nach drei Semestern scheint sich alles irgendwie eingespielt zu haben. Die Interaktion in Break-Out-Rooms funktioniert, wir haben keine lästige Anreise, wir sitzen nicht in der Bahn in der Früh. Brauchen wir denn da eigentlich noch eine Präsenz? Und was bedeutet denn Präsenz in der Lehre?

Marija Stanisavljevic:

Ja, wir brauchen unbedingt Präsenz in der Lehre, so wie wir sie auch überall in anderen Lebensbereichen brauchen. Die drei „Corona-Semester“, ich nenne sie jetzt mal „Corona-Semester“, oder die Semester, die coronabedingt größtenteils im Distanz-

unterricht stattgefunden haben, waren auch deswegen notwendig, vielleicht, damit man überhaupt auch den Stellenwert der Präsenz in der Lehre sehen und nachvollziehen kann. Das ist nämlich genau das, was passiert ist. Auch diese Petition zeigt das ganz schön: Sobald die Präsenz nicht da war oder nicht da ist, merken alle, was das eigentlich bedeutet. So war auch ein bisschen der Grundgedanke hinter diesem Buch, das wir herausgegeben haben. Wir haben nämlich die Lehrenden gefragt „Was bedeutet für Sie Präsenz?“, jetzt, wo sie eben nicht da ist, oder zu dem Zeitpunkt nicht da war. Und sie haben dann eben berichtet, was aus ihrer Sicht die Präsenz bedeutet, welchen Stellenwert sie in ihrer Lehre hat. Durchaus kontrovers wurde diskutiert. Und zwar es gibt ja, wie du das auch schon erläutert hast, solche und solche. Es gibt solche, die schwören auf die digitale Lehre und dann gibt es auch eben wieder die ganz anderen. Diese eine Petition, die du genannt hast, die ist sicherlich sehr prominent gewesen. Aber es gab noch eine. „Für die Rettung der Präsenzlehre“ hieß die, glaube ich, oder „Rettet die Präsenzlehre“. Und zwischen diesen zwei Polen hat sich das ein bisschen ausgependelt und ich glaube, was sich ganz schön gezeigt hat während der „Corona-Semester“, ist, welche Lehrformate tatsächlich auch im Distanzunterricht gut funktionieren und welche eben doch sehr stark von Präsenz abhängen. Ich glaube, das haben wir jetzt gut sehen können.

Birgit Hawelka:

Und welche Ergebnisse zeichnen sich denn da ab? Wenn wir jetzt zum Beispiel mal die Vorlesung als klassische Form der universitären Lehre nehmen, was bedeutet da Präsenz für Lehrende oder vielleicht auch für Studierende? Habt ihr da Ergebnisse dazu?

Marija Stanisavljevic:

Ja, also wir haben auch Befragungen gemacht bei uns an unserem Standort an der PH. An der Pädagogischen Hochschule Luzern haben wir eine Studierendenbefragung gemacht. Also schon zum zweiten Mal machen wir das jetzt. Und nebst den standardisierten Items haben wir auch offene Fragen gestellt und die dann ausgewertet. Und da hat sich eben sehr schön gezeigt, was für die Studierenden Präsenz bedeutet und welche Lehrformate sie überhaupt als digitalisierungswürdig empfinden. Oder eben aus ihrer Perspektive, wo keine Probleme hinsichtlich der Digitalisierung sind.

Birgit Hawelka:

Und welche waren das hauptsächlich?

Marija Stanisavljevic:

Das ist vor allem die Vorlesung gewesen. Oder eben aus der studentischen Sicht ist die Vorlesung genau das Lehrformat, also das Setting, das sehr gut digitalisiert werden kann. Sie sehen nur Vorteile darin. Also wirklich durch die Bank. Und das ist übrigens nicht etwas, was wir nur an unserem Standort sehen, nicht, dass die Leute denken, das ist jetzt bei uns irgendwie speziell, sondern das ist etwas, was tatsächlich auch nahezu

alle Befragungen gezeigt haben und wo übrigens auch etliche Empfehlungen in die Richtung ausgesprochen wurden, dass man die Vorlesungen digitalisiert. Für die Studierenden geht die Digitalisierung der Vorlesungen einher mit einer Individualisierung und Flexibilisierung des Studiums. Sie haben dann das Gefühl, sie können sich die Vorlesung anhören, wann sie wollen und eben auch, wo sie wollen. Sie können es auch immer wiederholen, wenn sie etwas nicht verstanden haben. Und lustigerweise schreiben sie aber auch, dass sie beispielsweise die Vorlesungen schneller abspielen lassen, wenn sie das Gefühl haben, dass sie etwas schon kennen, oder etwas vielleicht langweilig ist oder so. Also das Format beziehungsweise das Setting ist vor allem für Studierende sehr gut zu digitalisieren. Die Dozierenden sehen das anders, tatsächlich.

Birgit Hawelka:

Das ist interessant.

Marija Stanisavljevic:

Ja. Da zeigt sich, dass Dozierende doch sehr die Vorlesung als ein interaktives Setting verstehen. Sie beschreiben dann beispielsweise, dass sie eben, wenn sie ihre Vorlesungen aufnehmen und dann irgendwie allein zuhause das machen, oder wo auch immer, dass ihnen das Publikum fehlt, dass sie dann nicht abschätzen können, ob sie zu schnell reden oder zu langsam. Ob das zu viel ist oder zu wenig. Also eben, dass diese kommunikative Schlaufe nicht da ist, also, sie wissen nicht: Ist das jetzt gut, ist das nicht gut? Und reden so ein bisschen ins Leere. Und das war für viele Dozierende tatsächlich wie so ein störendes Moment. Interessant ist natürlich jetzt zu beobachten, dass für die Dozierenden die Studierenden unbedingt notwendig sind für die Vorlesung, aber die Studierenden das Gefühl haben, sie sind überhaupt nicht ein Teil von dieser Interaktion, die da stattfindet, sondern sie können sich das genauso gut zuhause allein anhören.

Birgit Hawelka:

Also das in der Präsenz auch tatsächlich die Studierenden das Gefühl haben, es ist egal, ob sie da sind oder nicht, sie wären nicht Teil der Interaktion, sondern einfach nur Zuschauer wie vor dem Fernseher, wie man eben sich einen Tatort am Sonntagabend ansieht.

Marija Stanisavljevic:

Ja, genauso im Großen und Ganzen. Sie haben nicht das Gefühl, dass sie ein Teil der Interaktion sind, ein Interaktionspartner oder -partnerin für die Dozierende sind, sondern dass sie Statisten sind, ich weiß es auch nicht. Also diese Rückkopplung ist aus deren Sicht irgendwie nicht gegeben. Das ist bei Dozierenden nicht der Fall, in der Regel.

Birgit Hawelka:

Könnte das möglicherweise an der räumlichen Gestaltung liegen? Denn Präsenz definiert sich ja auch immer über einen Raum. Und wenn ich jetzt den klassischen Hörsaal nehme, wo die Studierenden in der Regel in Reihen relativ eng aneinandersitzen, man kommt nicht raus, man kann sich nicht bewegen, man kann sich nicht mal mit jemand anderem unterhalten, dass das so – wie in einem Theater dieser Zuschauerraum – auch definiert, dass Studierende gar nicht den Eindruck haben, sie wären in Präsenz Teil der Veranstaltung?

Marija Stanisavljevic:

Ja, unbedingt. Also ich denke, das ist wirklich eine sehr schöne Beobachtung. Der würde ich mich auch anschließen. Übrigens auch viele Dozierende in unserem Buch haben darüber berichtet, was der Raum für ihre Veranstaltungen bedeutet. Und unbedingt, also diese räumlichen Settings, wie die Studierenden sitzen, wie sie gegenüber den Vortragenden oder Dozierenden positioniert sind, haben sie die Möglichkeit, sich zu bewegen oder nicht, trägt sicherlich auch zu diesem Verständnis der Vorlesungen bei. Es ist aber sicherlich auch so, dass nicht alle Vorlesungen auch so stattfinden. Es gibt natürlich auch Vorlesungen, die kleiner sind oder in Seminarräumen stattfinden. Und ich glaube, es hat sehr viel damit zu tun, dass bei Studierenden das Gefühl da ist, dass die Vorlesungen eine reine Institution der Wissensvermittlung sind, die auch mit einer bestimmten Hierarchisierung einhergehen. Also es gibt jemanden, der weiß etwas mehr als ich und ich muss das jetzt so nachvollziehen können, wie dieser jemand das jetzt erzählt. Und das ist aus deren Sicht doch eine sehr lineare Geschichte. Ich glaube, bei vielen Dozierenden ist das wahrscheinlich auch ein ähnliches Verhältnis, also es ist eine lineare Geschichte. Es gibt eben eine Top-Down Perspektive: Es wird etwas vermittelt und ich muss mir das jetzt irgendwie aneignen, that's it. Und bei Dozierenden steht neben dieser Wissensvermittlung doch auch das Performative, glaube ich, noch mal stärker im Vordergrund. Also, dass sie sich präsentieren, dass sie reden, das Stehen, das ist eine körperliche Erfahrung natürlich auch einer Vorlesung. Insbesondere, wenn du jetzt solche Räume ansprichst, so klassische Vorlesungsräume, wo klassischerweise jemand vorne an einem Stehpult steht und 200 Leute vor ihm sitzen. Und wenn man so eine Situation mal erlebt hat, dann weiß man natürlich, dass das auch eine stark körperliche Erfahrung ist. Man schwitzt, man muss laut sprechen, man muss die Stimme korrigieren und so weiter. Und das ist natürlich für die Studierenden nicht der Fall. Sie sind auch in der Masse und müssen sich nicht so präsentieren. Also eben dieses Performative steht bei Studierenden nicht so stark im Vordergrund, eher eben diese Wissensvermittlungsfunktion. Das ist eine didaktische Funktion, die die Vorlesung unter anderem natürlich auch hat.

Birgit Hawelka:

Und sieht das denn bei Seminaren anders aus? Sind da die Erfahrungen anders für Lehrende und auf der anderen Seite für Studierende, was die Präsenz betrifft?

Marija Stanisavljevic:

Tatsächlich ist es so. Also bei unserer Befragung und auch bei anderen Befragungen, also bei solchen, die offene Fragen gestellt haben, da zeigt sich, dass das tatsächlich auch anders verstanden wird. Das ist ja genau die Lehrform nebst den anderen. Es gibt natürlich auch so etwas wie Labore beispielsweise oder Experimente oder so. Das ist etwas, was tatsächlich in der Präsenz, eindeutig unisono als Präsenzveranstaltung bevorzugt wird. Aber bei den Seminaren ist es tatsächlich auch so, dass viele Studierende sich das wieder in Präsenz wünschen. Und zwar, weil es in den Seminaren eben nicht nur darum geht, dass man Wissen vermittelt, dass jemand etwas erzählt, was ich dann irgendwie nachvollziehen soll als Studentin, sondern es eben sehr stark auch darum geht, dass man Wissen aushandelt. Also es ist eine diskursive Situation, wenn wir an die ganz klassische Seminarsituation denken, wie wir das in den Sozialwissenschaften beispielsweise haben. Da liest jemand einen Text, dann gibt es vielleicht ein Referat, dann gibt es eine Diskussion usw. Eben, es sind verschiedene Lesarten möglich. Wenn man etwas vielleicht nicht verstanden hat, ist die Möglichkeit zu fragen da. Es ist eine gänzlich andere Situation vom didaktischen Setting her, vom Anspruch her, aber auch vom Sozialen her. Und was hier die Studierenden sich sehr stark wünschen, das ist also nicht nur eine Interaktion mit den Dozierenden, sondern auch tatsächlich mit anderen Studierenden. Das sind auch sehr interessante Ergebnisse, dass für viele Studierende sich Studienerfolg auch von dieser Gruppenzugehörigkeit definiert.

Birgit Hawelka:

Also über dieses Gefühl, Teil einer sozialen Gruppe zu sein?

Marija Stanisavljevic:

Genau. Zum einen das und zum anderen, weil man dann auch die Möglichkeit hat, auch andere etwas zu fragen, oder zusammen zu lernen oder hinzugehen oder vor allem nach dem Seminar etwas gemeinsam zu machen. Also diese sozialen Aspekte des Studiums sind natürlich für Studierende genauso wichtig wie für Dozierende. Und das darf man natürlich nicht vergessen. Also auch deswegen ist die Präsenzlehre wichtig, weil es eben nicht immer nur um die Lehre geht, sondern auch darum, dass das für Studierende genauso wie Dozierende ein Lebensbereich ist, in dem sich etwas abspielt. Es gibt sehr viele soziale Kontakte und Beziehungen, die da stattfinden: Freundschaften, Liebschaften usw. Das kann man natürlich nicht digitalisieren. Also alles, was dazwischen passiert, ist natürlich nicht digitalisierbar.

Birgit Hawelka:

Da sind die Grenzen dann ganz deutlich. Jetzt hast du zum Thema „Vorlesung“ ja erwähnt, aus Sicht der Studierenden könnten die Vorlesungen gerne weiter digital sein, da sehen sie sich nicht so sehr in der Performanz des Ganzen, sondern mehr als Konsumenten. Viele Lehrende wollen zwar wieder Präsenzvorlesungen machen, einige, erleben wir, gehen aber jetzt doch dazu über, die Aufzeichnungen von Vorlesungen

immer wieder zu verwenden, also Vorlesungen aus der Konserve abzuspielen. Das erinnert dann doch ein bisschen an die Zeit nach dem Buchdruck. Wenn ich praktisch mein Wissen gesammelt habe und verschriftlicht, oder jetzt in einer Vorlesung medial aufbereitet habe, könnte man es doch beliebig replizieren, wie seinerzeit die Bücher. Wie ist denn da die Erfahrung? Ich meine, das Semester ist jetzt noch relativ jung. Liegt ein Mehrwert darin, das eben nicht zu machen, etwas aus der Konserve zu holen? Oder wäre das ähnlich wie bei den Büchern durchaus auch möglich als vielleicht zusätzliches Medium, so wie ich begleitend zu einer Vorlesung ein Buch habe. Könnte sich das durchsetzen oder weiter Verbreitung finden?

Marija Stanisavljevic:

Ich glaube, das ist wie alles ein sehr komplexes Phänomen und ich finde das mit dem Buchdruck, das ist ein sehr schönes Beispiel, das du gebracht hast, weil die Erfindung des Buchdrucks, so wie übrigens die Erfindung des Fernsehers und des Radios und allen möglichen medialen Neuerungen, die Vorlesung nicht tot bekommen haben. Also die lebt nach wie vor und es gibt sie immer noch. Da kann man schon fragen: Warum gibt es überhaupt die Vorlesung? Man hat etliche Möglichkeiten, sich das Wissen anzueignen, warum, wozu überhaupt noch Vorlesung? Und ich glaube in der Tat ist das nicht so einfach. Wenn man jetzt rein den historischen Blick wagt, dann muss man sagen, dass diese medialen Veränderungen oder großen medialen Schübe sicherlich etwas verändert haben. Aber dass eben die Vorlesung als eine Institution nicht abgeschafft wurde, es sie tatsächlich noch gibt. Also muss man in der Folge fragen: Ja, welche Funktion hat so eine Vorlesung? Also welche soziale Funktion und didaktische Funktion hat sie, damit sie eben nicht so einfach verschwinden kann. Das ist das eine. Das andere ist, ich glaube man muss sehr stark differenzieren zwischen unterschiedlichen Fächerkulturen und den Inhalten, die vermittelt werden. In der Tat kann es auch Fächer geben, wo man vielleicht auch fünf Jahre lang oder auch zehn Jahre lang oder 20 Jahre lang immer dasselbe unterrichten kann, aber es gibt dann auch Fächer, wo das natürlich nicht geht. Es gibt Fächer, die sind viel mehr an die Zeit gebunden, Politikwissenschaften, Soziologie usw. Da würde man es kaum wagen, 20 Jahre dasselbe zu unterrichten. Das geht schlicht nicht, es geht auch deswegen nicht, weil die Hochschulen natürlich auch dem Forschungsimpetus folgen und die Forschung muss sich auch irgendwie niederschlagen in den Vorlesungen und den anderen Veranstaltungen. Was wir aber sehen können, wenn wir diesen historischen Blick wagen, ist, dass die Vorlesung nicht verschwindet, aber dass immer wieder neue Lehrformen entstehen. Ganz irgendwo am Anfang gab es nur die Vorlesung, dann gab es Vorlesung und Seminar, dann gab es Vorlesung, Seminar und Tutorium, Vorlesung, Seminar und Übungen, und das und das und das. Es gibt so viele Formen. Wenn mir so ein prognostischer Blick erlaubt ist, dann würde ich meinen, ganz auch im Sinne vielleicht der Systemtheorie, die Welt wird immer komplexer und wahrscheinlich wird es neue Formen geben. Also ich glaube nicht, dass die Vorlesung verschwinden wird, wirklich nicht, weil sie eben nicht nur didaktisch ist, sondern auch soziale Funktion hat. Aber ich kann mir vorstellen, dass

irgendwelche neue Formen entstehen, das ist sicherlich so. Ich meine, bei der Vorlesung ist es auch so: Man kann auch fragen: „Ja warum muss man da überhaupt einen Prof oder eine Professorin irgendwie organisieren? Kann man nicht einfach auf YouTube verweisen? Da gibt's so Videos, wo Sachen erklärt werden: „Wie funktioniert SPSS?“, „Wie funktioniert Statistik?“ und so. Unter Umständen ist es auch irgendwie lustiger erklärt und erzählt als es die Professorenschaft erklärt. Aber eben: Es verschwindet nicht, weil diese Leute ihre eigenen Impulse miteinbringen, ihre eigenen Standpunkte. Es ist quasi ihr Stempel, geht mit ihrer Professur einher usw. Ich glaube, das ist nicht so ganz einfach. Von der studentischen Seite her muss man auch sagen, dass die Hochschulen natürlich auch einen Gesellschaftsauftrag haben, nicht wahr? Es geht ja nicht nur darum, dass man Wissen vermittelt, das sind ja keine Weiterbildungen oder so. Sondern es geht auch darum, dass man unter Umständen einen sozialen Aufstieg ermöglichen soll, also das unter Umständen eben auch habituelle Veränderungen möglich sein sollten. Das ergibt sich eben doch eher in der Präsenz als in Distanz. Also das heißt, wenn ich in einer Vorlesung sitze jetzt als Studentin, dann muss ich auch andere Meinungen ertragen können. Da muss ich auch ertragen, dass neben mir jemand sitzt, den ich gar nicht mag. Oder eben, dass bei mir Leute sitzen, die den gleichen Habitus haben wie ich, mit denen ich mich dann anfreunden kann, mit denen ich dann auch Lerngruppen organisieren kann. Ich glaube, das ist so eine wichtige soziale Funktion der Vorlesung. Also sie bringt unter Umständen eben vielleicht auch Leute zusammen, die sonst niemals zusammenkommen würden. Das ist natürlich schon auch wichtig.

Birgit Hawelka:

Jetzt hast du sowohl einen Blick zurück in die Vergangenheit geworfen als auch schon einen kleinen Blick in die Zukunft im Sinne von: Es wird komplexer werden und es werden sich mehrere Formen von Lehre ausdifferenzieren. Welche Bedingungen müssten denn aus deiner Erfahrung – oder vielleicht auch aus einer persönlichen Sicht – geschaffen werden, um wirklich beides verknüpfen zu können? Die virtuelle und die reale Welt, dass das nicht mehr so als Gegensatz gesehen wird? Oder wird es von selbst kommen?

Marija Stanisavljevic:

Ich als Soziologin muss sagen: Es muss sich in der Praxis bewähren. Und alles, was sich in der Praxis bewährt, das wird ja kommen und dann kann man sich auf den Kopf stellen und das wollen oder nicht, das wird einfach so sein. Manchmal ist es so, wenn man etwas forciert, stellt sich das nicht immer ein. Das war eben auch jetzt zum Teil bei der digitalen Lehre der Fall. Es gab ja zur Vor-Corona-Zeit schon etliche Versuche, solche Sachen zu digitalisieren oder Kurse anzubieten usw. Aber irgendwie hat sich das nicht etabliert, weil es sich offenbar einfach nicht bewährt hat in der tatsächlichen realen Hochschulpraxis. Und ich glaube eben, also wenn die Sachen funktionieren, wenn das für alle gut ist, für alle Beteiligten, und damit meine ich Dozierende, Studierende aber eben auch die Hochschulleitungen, Verwaltung und den ganze Stab an Mitarbeitern

und Mitarbeiterinnen und technischen Support usw., die das alles unterstützen sollen und können, dann wird es auch kommen.

Birgit Hawelka:

Könnte es sein, dass wir einfach alle ein bisschen bequem sind? Erst bequem waren, unsere Lehre umzustellen und digitale Elemente zu integrieren, weil das ja doch, das haben, glaube ich, alle festgestellt, ein enormer Aufwand ist. Also dieses Postulat der Zeitersparnis, das, glaube ich, können die wenigsten bestätigen, und dass wir jetzt wieder ein bisschen bequem sind, uns wieder aufs Fahrrad oder in den Bus zu setzen und irgendwohin zu fahren, wo wir es doch daheim inzwischen so schön eingerichtet haben und alles da ist? Also dass es einfach immer mal Anstöße von außen braucht, um das eigene Verhalten zu ändern?

Marija Stanisavljevic:

Ja, sicherlich auch. Und das war jetzt sicherlich ein sehr großer Anstoß von außen. Aber eben, also ich nenne jetzt als Beispiel diese hybriden Geschichten, die es jetzt immer wieder gibt und die immer wieder bemüht werden. Das ist jetzt, glaube ich, so ein Beispiel, wo ich jetzt, also jetzt ich als Person, als Individuum sagen, muss: Ich glaube nicht, dass das funktionieren wird. Entweder man macht es digital oder man macht es in Präsenz, aber dieses Dazwischen, das ist so anstrengend, man weiß nicht, wer mit wem kommuniziert. Als Lehrkraft muss man sich so anstrengen, aufzupassen: Was machen die vor Ort? Was machen die daheim? Bei irgendjemanden funktioniert irgendwas mit dem Mikrophon nicht. Und eben, das ist genau sowas, wo ich denke, dass sich das nicht etablieren wird, weil es einfach schlicht sehr anstrengend für alle Beteiligten ist. Aber wie du sagt, also manche Sachen, Vorlesungen, die man aufnimmt und immer wieder abspielt, warum nicht? Also wenn Dozierende damit d'accord sind, also einverstanden sind und die Studierende auch, warum nicht? Aber, ich nenne nur als Beispiel: Also bei uns an der PH gibt es eben ein Beispiel von Mathematikvorlesungen, die hat man digitalisiert. Aber jetzt ist das nicht so, dass die einfach abgespielt werden und die Studierenden können sich das anschauen, sondern die Professorin, die das macht, die bietet dann sozusagen simultane Übungsstunden an. Also es ist ein Dazwischen, eine neue Form entstanden, wo die Studierenden sich die Vorlesung zu Hause anschauen können, aber die Übungsblätter zu der Vorlesung können sie dann gemeinsam mit ihr machen. Das ist genau so was. Es wird einerseits als Chance begriffen und in dem Fach funktioniert das auch ganz gut. Es gibt auch andere Universitäten und Fachhochschulen, wo die Mathematik auch so ein Fach ist, wo das sehr stark funktioniert, eben diese Digitalisierung. Also es wird das Beste quasi aus beiden Welten mitgenommen und miteinander auf sinnvolle Weise kombiniert. Und ich glaube, Geschichte ist auch ein Fall oder ein Fach, wo man das sehr stark macht, auch übrigens deswegen, weil die Geschichte auch immer die Medialität als Gegenstand behandelt, also das ist quasi inhaltlich ein Teil dessen, was gemacht wird. Deswegen können sie das auch viel mehr reflektieren, was sie machen. Aber daneben gibt es ja Fächer, alle naturwissenschaft-



lichen Fächer oder Ingenieur-Fächer, wo man sehr viel mit Materialität arbeitet und sowas, Experimente macht und so. Das ist dann eine ganz andere Geschichte und dann ist auch die Frage, ob das überhaupt sinnvoll ist.

Birgit Hawelka:

Ja, ich glaube, diese Zusammenfassung, das Beste aus beiden Welten, bleibt zu hoffen, dass wir das rüberretten und nicht in einer Beliebigkeit oder Bequemlichkeit stecken bleiben und einfach das Einfachste aus beiden Welten nehmen. Marija, ich danke dir ganz herzlich, dass du dir die Zeit genommen hast, uns die Einblicke zu geben. Ich würde mich sehr freuen, wenn wir uns in zwei, vier oder sechs Semestern noch mal darüber unterhalten, wie sich das Ganze, dann hoffentlich ohne Pandemiebedingungen, weiterentwickelt und vor allem, wie sich die Lehrkulturen zwischen virtueller und realer Präsenz fortentwickelt haben. Vielen Dank für dieses Gespräch.

Marija Stanisavljevic:

Vielen herzlichen Dank, Birgit, danke für die Einladung. Das war eine tolle Zeit mit euch und es hat auch sehr viel Spaß gemacht, sich digital auszutauschen. Aber jetzt würde ich mir wünschen, wir würden zusammen einen Kaffee trinken gehen.